

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 263.

Posen, den 15. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(11. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Es stand schließlich fest bei ihr, daß sie das nicht länger mit ansehen durfte. Entweder er verkam und versumpfte ganz oder es geschah eines Tages noch ein Unglück. Aber bei wem sollte sie sich Rat holen? —

Sie ging schließlich zum Pastor. Der Weg fiel ihr nicht leicht, denn sie hegte noch von ihrer traurigen Kindheit her ein Mißtrauen sowohl gegen den lieben Herrgott selbst als auch gegen seine irdischen Diener. Die waren schließlich doch nur für die Reichen da, und den Armen predigten sie: „Seid demütig und fasset euch in Geduld!“ Demut, — Geduld, — das war das Gegenteil von dem, wonach sie strebte. — Aber als sie in ihrem besten Staat, der sehr selten an die frische Luft kam und seine Trägerin deshalb mit einer Wolke von Naphthalin-geruch umgab, vor der Tür des Pastorats stand, fiel ihr ein, daß sie doch nicht mehr die arme Wanda Vogt, das kleine Waisenmädchen, sondern die wohlhabende Witwe Linke war. Sie strich ganz leise, fast dankbar über den weichen Ärmel ihres braunen Astrachanmantels und empfand den ungewohnten Druck des Plüschhutes auf ihrer Stirn wie eine Liebkosung.

Desto enttäuschter war sie vom Ergebnis dieser Unterredung. Der „Herr Pastor“ hatte auch keinen Rat gewußt. Die zweite Ehe ihrer Schwägerin bestand zu Recht, daran war nicht zu rütteln. Der Frau Kaiser ins Gewissen reden? Nein, das konnte er nicht. Aber er wollte gern einmal kommen und mit Paul Vogt sprechen. Der Arme, er tat ihm ja von Herzen leid. Aber er würde sich in den unerforschlichen Willen Gottes finden müssen, und seine Seele würde auch wieder genesen. — Den Besuch lehnte Wanda schroff, fast unhöflich ab. Das hätte doch keinen Zweck; davon bekäme der Paule seine Frau nicht wieder und das Häusel auch nicht.

Der Pastor seufzte, als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte. So war das nun mit den Leuten. Er dachte immer an die Seelen und sie an das „Haben“. Wie gut hatten es doch die Mediziner! Da lagen alle Schäden klar zutage, die Schäden an Köpfen, Armen, Beinen und — ohgleich das schon schwieriger war. — auch die an den inneren Teilen. Er aber sollte an einem Bestandteil des Menschen herumdoktern, von dem die meisten gar nicht wußten, daß sie ihn besaßen.

Schon auf dem Heimweg faßte Wanda den Entschluß, mit Marie selbst zu sprechen. Sie hatte allerdings das Mohnhäusel noch nicht wieder betreten, seit Marie zum zweiten Male verheiratet war. Und auch jetzt schreckte sie zunächst davor zurück, als lauerte zwischen seinen Wänden eine Gefahr für sie. Tümmheuten! Der Stefan würde ja nicht da sein.

Ja, Stefan war nicht zu Hause, als sie am nächsten Tage hinkam. Sie wäre übrigens beinahe umgekehrt, denn der Sturm schnitt ihr förmlich den Atem ab und blies sie fast um. Aber was sie sich einmal vorgenommen hatte, führte sie auch aus.

Atemlos und zerzaust stand sie endlich vor dem Mohnhäusel, das auf den kalten Wogen des Windes wie ein Schifflein auf dem Meere zu treiben schien. — Gott sei Dank, Marie war daheim. Sie erblaßte, als sie Wanda erkannte.

Beide Frauen mußten sich gegen die Haustür stemmen, um sie wieder schließen zu können. Das gab einen harmlosen Anfang, gab gleich etwas Gemeinsames. „Das is a Sturm, na he! Bale umgeworfen hat er mich.“

Ja, der Sturm war schlimm. „Aber komm' doch herein, Wanda!“

Draußen fauchte und piffte es ums Haus, klapperten die Fensterläden und die Schindeln auf dem Dach. In der Küche war es traulich und warm. Marie nahm der Besucherin Tuch und Mantel ab. Sie saßen sich gegenüber. Es roch gut und kräftig nach dem Essen, das auf dem Herd brodelte. Wanda sog hörbar den Duft ein. „Tußt Mohrrüben kochen? Nu ja, man weß jetzt bale nimmer, was man kochen soll. Ich hatt' heute Hefeküßel, — die ißt od' der Paule so gerne.“ Sie beobachtete Marie mit einem listigen Seitenblick. Richtig, sie wurde rot, als der Name fiel. Das gab ihr Mut. „Du kannst dr od' denken, warum ich gekommen bin, newahr? Mit dem Paule derß das ni so weitergehen, Marie!“

Ein gequälter Zug grub sich um Maries weichen Mund. „Er tut mir ja so leid. Aber ich kann doch nix daran ändern.“

In Wanda Linke bohrte die Eifersucht. „Nix“ sagte die Marie. Das traf sie wie ein Nadelstich, denn das hatte die vom Stefan. Es war überhaupt etwas um die zierliche Frau, in ihrem Gesicht, in ihrem Gewese, das an ihn erinnerte. In einer glücklichen Ehe werden die Menschen einander ähnlich, sagt man. Glücklicherweise waren die beiden, während sie selbst — und ihr armer Bruder . . . Sie lachte bitter auf. „Du kannst nischte ändern? Du willst od' ni! Weil du's so besser hast. Der Herr Glasmaier verdient a scheenes Stüde Geld, newahr, un — un — a is a großer, starker Kerle, — ganz anderseß wie der arme Krippel, der Paule!“

Heiße Röte des Unwillens und der Scham schoß in Maries Gesicht. „Wanda!“

„Nu, 's is od' die reene Wahrheet. Oder warum hältst du sonst mit ihm zusammen un läßt deinen erschten Mann verkommen? Denn der verkommt, der geht zugrunde, der sauft sich dot. Oder — paß' od' uff, a tut! a Stefan no amal was an!“

Das fuhr der da vor ihr in die Knochen. „Um Gotteswillen, hat er so 'was gesagt?“ Sie lehnte am Herd mit ganz verzerrtem, kalkweißem Gesicht und sah wahrhaftig aus, als müßte sie gleich umfallen.

„Gesagt ni,“ lenkte Wanda ein. „Aber a Wunder wär's od' ni.“ Sie erhob sich. Die starren Augen der anderen wurden ihr unheimlich. Auch bestand die Gefahr, daß der Stefan bald kam. Der mühselige Herweg, auf dem sie sich jeden Schritt gegen den Wind hatte erkämpfen müssen, hatte viel länger gedauert, als sie vorher annehmen konnte. „Du hast's in der Hand, Marie! Nimm's od' ni zu leichte! A Menschenleben is a Menschenleben. Du wirst wohl amal Rechenschaft darieber ab-

legen müssen, was aus a Paule geworden ist!" Sie war eigentlich nicht bibelfromm und glaubte nicht an das jüngste Gericht. Aber in diesem Augenblick paßte es in ihren Plan, und so war sie auch schon heinahe darüber überzeugt. „Also leb' gesund, Marie! Gut scheint's dir aber auch ni zu gehen. Du siehst recht elende aus.“ Das war die Wahrheit, und warum sollte sie die der Marie nicht sagen? „Nu ja, der Mensch hat od a Gewissen!“ murmelte sie noch im Hinausgehen.

Mit aller Kraft stemmte sich Marie gegen die Haustür, als könnte sie sich damit gegen das anstemmen, was Wanda Linke zu ihr hereingetragen hatte. Es war vergebens. Zwar gelang es ihr endlich, als der Sturm einmal Atem holte, die Tür ins Schloß zu drücken, aber die Unruhe war in ihrer Seele und blieb darin. „Der Mensch hat od a Gewissen!“ Warum war das in letzter Zeit bei ihr so still gewesen, hatte sich durch schöne Geschichten, durch Stefans liebe Stimme einlullen lassen? Pauls rohe Tat hatte den letzten Funken Zuneigung in ihr erstickt. Ja. Aber wodurch war er so geworden? Sie hatte ihn doch früher nur als gutmütigen, ruhigen, ordentlichen Menschen gekannt. Die Enttäuschung über ihre zweite Ehe hatte ihn aus dem Geleise geworfen. Um ihretwegen verkam er. Stefan dagegen, — darin hatte Emil Geier schon recht gehabt, — wäre nicht gekommen. Er würde schwer leiden, wenn sie sich von ihm trennen müßte, vielleicht seinen sonnigen Frohsinn für immer einbüßen, aber er war kein schwacher, haltloser Mensch, der an einem Schicksal zerbrach. Weshalb war es ihr trotzdem nicht möglich, danach zu handeln? — Die Armut an Pauls Seite hätte sie nicht so sehr geschreckt. Sie war zwar verwöhnt durch Stefans treue Fürsorge, aber sie hätte deshalb keinen Augenblick gezögert, wenn — Paul Stefan gewesen wäre. Also blieb das andere, das Wanda in ihrer Verbtheit angedeutet hatte. Ja, sie wollte es vor sich selbst nicht leugnen; auch das Blut trieb sie zu Stefan und nur zu ihm. Trotzdem — wenn er ein armer, schwacher, vom Krieg zermürbter Mensch gewesen wäre und Paul der Starke, Gefunde, — auch dann hätte sie nicht gezögert, bei Stefan zu bleiben. Denn sie liebte ihn, — ihn und keinen anderen. Aber hatte sie ein Recht dazu, ihn zu lieben und in dieser Liebe doch immer wieder glücklich zu sein, wenn Paul

dadurch zugrunde ging? Wer half ihr aus diesen Zweifeln? Gott? Gott, dessen Auge wie die Sonne war, dessen Stimme aus dem Sturme zu ihr sprach. Ein altes Kirchenlied fiel ihr ein:

„Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß wandeln kann.“

Sie faltete ihre Hände und flehte mit leisem, wirrem Gestammel um ein Zeichen, was sie tun sollte. —

Wanda Linke flog fast durch die Dämmerung den Weg hinab. Der Wind hauchte ihren Mantel und die altmodisch weiten Röcke wie ein Segel und schob sie, daß ihre Füße kaum den Boden berührten. Sie hatte Mühe, dem Manne auszuweichen, der ihr am Waldrand begegnete. „Grüß Gott!“ rief er ihr freundlich zu, denn er hatte seinen heimatlichen Gruß beibehalten. Sie hastete weiter, aber sie merkte, daß er einen Augenblick den Schritt anhielt und ihr nachsah. Er hatte sie offenbar nicht erkannt und wunderte sich wohl, daß eine Fremde bei diesem Wetter hier ging. Vielleicht hielt er sie auch für die Schwedler-Minna, die von ähnlicher Statur war.

Nun ging er weiter. Es eilte ihm wohl, zur Marie hinaufzukommen. Was war nur an der, daß zwei Männer wie die Aletten an ihr hingen? Hübsch war sie ja, aber es gab doch schönere, stattlichere Weibsen genug. Ein häßliches Triumphgefühl stieg in Wanda Linke auf. Wart' od, Stefan, a zärtlicher Empfang wirst jeke ni haben bei deinem Weibel! Er war an ihr vorbeigelaufen, ohne sie zu erkennen; sie war gleichsam für ihn nicht auf der Welt. Und doch griff sie, die Gleichgültige, die Fremde, in sein Leben ein — da, wo es ihn am tiefsten traf!

Jenseits des Waldes, an der Berglehne brauste wieder der Sturm und riß sie herum und wirbelte sie, daß ihr oftmals der Atem versagte. Aber nun sah sie endlich die hellen Fenster der Berggeisthaude, da kam sie besser voran. Man kämpft sich viel leichter durch alle Widerwärtigkeiten, wenn man ein festes, helles Ziel hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kirchgang im Herbst.

Von Bernhard Sieber.

Regina Olsen war als Kind oft traurig; als stürzten Gerüste in ihr zusammen, überkam sie dann ein bodenloses Gefühl des Kreisgebens. Es mußte wohl auch dies seinen Grund haben, aber sie kannte ihn nicht. Sie wußte überhaupt wenig von sich. Einmal, sie ging schon zur Schule, hörte sie sich eine Waise nennen. Sie litt nicht, als sie erfuhr, was der Waisensand bedeutet. Er war ihr natürliche Condition. Sie entsann sich ihrer Eltern nicht, und soweit sie zurückerinnern konnte, war sie die Dorfwaife gewesen, aufwachsend unter der Obhut der Gemeinde, von den Bauernfamilien abwechselnd beherbergt und beköstigt. Es gab kein Waisenhause an jenem Ort; man hatte, aus einem unerfindlichen Grund, auch davon Abstand genommen, sie bei Pflegeeltern unterzubringen. So war Regina überall und nirgends zu Hause. Erst später, als sie, der Schule entwachsen, in Stellung gehen mußte, wurde sie schließlich im Hause eines Arztes, des einzigen im Umkreis von sieben Dörfern, bei dem sie ein Unterkommen als Schwester fand. Um diese Zeit erfuhr sie auch, was es mit ihren Eltern für eine Verwandnis hatte: als Regina drei Jahre alt gewesen, war ihr Vater mit einem Jagdgewehr erschossen worden. Die Mutter war bald darauf in einem Irrenhaus gestorben; der Mörder saß nun schon über ein Jahrzehnt hinter Zuchthausmauern, wo ihn, so hieß es, nur die Hoffnung auf Begnadigung am Leben erhielt.

Seltenerweise empfing Regina, ohne es sich freilich einzustellen zu wollen, mehr Mitleid mit dem Mörder als mit dem Opfer, ihrem Vater. Sie stellte ihn sich vor, wie er, hohlwangig und mit erloschenen Augen, durch die Stäbe seines Gellensfensters stundenlang in die ewiggleiche Landschaft hinausblinnte. Erst vor kurzem hatte sie, auf Veranlassung des Verteidigers, einen Antrag auf Begnadigung mitunterschieden.

„Wenn er erst weiß, daß ich, die Waise, ihm verziehen habe, wird ihm vielleicht leichter ums Herz sein,“ dachte sie, als sie ihren Namenszug unter das Schriftbild setzte. Manchmal hatte sie sogar

Lust, ihm zu schreiben, doch sie konnte sich nie dazu entschließen. Vielleicht hatte diese Unterlassung keinen anderen Grund, als daß sie wieder den Aufenthalt des Mörders konnte noch sich überhaupt seinen Namen gemerkt hatte. Es gab so viele Zuchthäuser im Land. Es gab darin mehr als einen Mörder.

Regina war das schönste Mädchen im Dorfe, doch sie freute sich ihrer Schönheit nicht. Sie hielt es nicht mit den Burschen, unter denen sie nur hätte zu wählen brauchen, sie hielt es mit ihren einsamen Gedanken, von denen sie zu niemand sprach. Sie gedachte zu oft des unseligen Schützen. Es war phantasierendes Mitleid, was sie erfüllte, nach getaner Arbeit, an den dämmernden Abenden. Und wenn der Herbst kam, ging sie des Sonntags allein durch das raschelnde Laub der Birkenwälder, und genoß allein die prachtvoll sich schminke Natur. Und im Winter ging sie allein die verschneiten Wege entlang.

Als es wieder einmal Frühling geworden war, ein milder, regenloser Jahresbeginn — denn das eigentliche Jahr beginnt erst, wenn die Winterstarre sich löst —, war ein neues Gesicht in jenem Dorf aufgetaucht, ein Mann mit noch jugendlichen, aber schon müden Zügen, der sich unter den Bauern, die ihn mieden, sonderbarerweise zugleich fremd und heimisch fühlte. Er hieß Peter Larsson, wohnte abseits in einem kleinen Gehöft, das ihm zu gehören schien, und ließ sich nur selten auf der Dorfstraße, nie im Wirtschaftshaus blicken. Allein führte er seine Rüge auf die Weide, allein bestellte er seinen Acker, allein verbrachte er die milden Frühlingstage auf einer Bank vor seinem mit Schindeln gedeckten Hause. Niemand war so scheu und still wie er, so lebensunlustig, so gedrückt. Er grüßte keinen, und keiner grüßte ihn, doch alle schienen ihn zu kennen. Wenn er vorüberging, konnte es geschehen, daß die Weiber auf ihn zeigten und tuschelnd die Köpfe zusammenstreckten. Er selbst schien es nicht zu bemerken. Nur mit dem Pfarrer wechselte er hin und wieder ein Wort.

Einmal, auf dem Marktplatz vor der Apotheke, als er sich gerade mit dem Pfarrer unterhielt, kam Regina vorüber. Sie begleitete einen Kranken, der sich auf sie stützte, und bemerkte die beiden Männer nicht, den Pfarrer nicht und nicht Peter Larsson. In Peters Augen trat erst ein Glanz der Bewunderung, aber dann huschte ein Gedanke wie ein plötzliches Wiedererkennen vorüber und sein Blick verdüsterte sich. Mengiglich fragend blickte er den Pfarrer an. Doch der antwortete nicht, machte nur ein ernstes, trauriges Gesicht, — und seitdem ging Peter, so oft er sie kommen sah, Regina in weitem Bogen aus dem Wege. Wer ihn genauer gekannt hätte, der würde beobachtet haben, wie seine Züge noch ernster wurden und seine Nachdenklichkeit zunahm.

Es vergingen die Tage, es vergingen die Wochen, es vergingen die Monate. Bisher war Peter an den Sonntagvormittagen regelmäßig über Land gegangen, um dem Gottesdienst in einem fremden Dorfe beizuwohnen. An einem Herbstsonntag, als es in Strömen vom Himmel goß, ließ sich Peter Larsson zum ersten Mal in der eigenen Dorfkirche blicken. Ohne aufzusehen, lauschte er der Predigt. Tröstender als jemals drangen die Worte des Pfarrers in sein Herz. Er fühlte kaum, wie die verstohlene Neugier vieler Blide ihn traf. Aber immer stärker und auf einmal ganz deutlich spürte er, daß ein Augenpaar in ausdauerndem Staunen auf ihm ruhte. Aufschauend erkannte er Regina, die ihre Blide nicht abwandte, sondern nur noch eindringlicher zu ihm hinsah. Peter Larsson schaukelte in den Knien, verbarg sein blutübergeossenes Gesicht zwischen den Schultern. Aber Reginas Blide ließen ihn nicht los; wie er wieder hinschaute, erkannte er darin den wechselnden Ausdruck der Freude, des Flehens und der Leidenschaft: das Schicksal starrte ihn an, ein unverdientes Schicksal von peiniger Süße. Es war wie die Wiebersehensfreude mit seinem besseren, mit seinem längst versehrzten schöneren Schicksal. Doch diese Freude währte nur einen Augenblick. Er selbst nahm Vergernis daran. Er griff nach seinem Hut, verließ fluchtartig die Kirche, bevor der Pfarrer die Predigt beendet hatte, stürzte nach Hause, schloß sich ein.

Indessen setzte der Pfarrer seine Predigt fort. Regina, deren Gesicht eine leise Röte überzogen hatte, hielt jetzt die Augen niedergeschlagen. Als sie die Kirche verließ, schien es, als sei alle Traurigkeit von ihr gewichen. Rockenden Herzens, aber lebenden Schrittes ging sie über den Kirchplatz. Plötzlich war sie den ihr nachfolgenden Blicken der Dorfbewohner verschwunden, war eingebogen in ein Gäßchen, wo sie ihren Gang beschleunigte, nicht achtend der Pfützen. Sie betrat die Landstraße, ließ die Häuser des Dorfes hinter sich. Regina, wohin führt dich dein Weg? Wohin führt dich dein Herz?

Sie läuft eine Strecke, dann hält sie vor einem einsamen Gehöft — woher weiß sie, daß es Peter Larssons Anwesen ist? — trommelt an die Tür, die sich nicht aufthun will. Sie weiß nicht, was mit ihr geschieht. Sie weiß nur, daß sie das Rechte tut, von einer großen Angst getrieben.

„Peter“, ruft sie dem bestrizt Oeffnenden entgegen, „Peter, du wirst dir doch nichts antun... Peter, warum sind Sie aus der Kirche geflohen?“

Sie schaut ihn an, ein Leuchten in ihren weit offenen Augen. Peter Larsson hält den Blick gesenkt. Hoffnungslose Verlegenheit malt sich in seinen Zügen.

„Fräulein Olsen — woher wissen Sie?“

„Ich bin nicht Fräulein Olsen, ich bin jetzt Regina.“

„Das ist nicht möglich. Das darf nicht sein. Gehen Sie, gehen Sie!“

„Nein, Peter, Sie sollen alles durch mich vergessen. Ich will Ihnen helfen... denn ich bin ja die einzige, die Ihnen helfen kann.“

Wie ein Verwundeter schaut Peter Larsson sie an, wie ein Abgeschiedener, wie ein Sterbender, der die rettende Arznei zurückweist:

„Nein, Sie dürfen mir nicht helfen! Und ich darf nichts von Ihnen annehmen! Gehen Sie, gehen Sie!“

Er grüßte schmerzlich und trat, die Tür hinter sich schließend, in das dunkle Haus zurück. Regina begann sich einen kurzen Augenblick, dann rief sie laut und frohlich in das Haus hinein:

„Du wirst leben. Ich weiß es. Jetzt wirst du mich mehr den Mut haben. Du sollst alles durch mich vergessen!“

Am nächsten Morgen war Peter Larsson aus dem Dorf verschwunden. Aber Regina sagte nur:

„Ich werde ihn finden.“

Niemand hielt sie zurück, als sie ihm nachreiste.

Seltene Straßenpassanten.

Die Straßen des thoner Geschäftsviertels hatten vor einigen Tagen eines Vormittags seltsamen Besuch. Mitten im hastigen Treiben des Verkehrs tauchte von irgendwo ein gewaltiger Eisbär auf. Sogleich erstarb alles Leben auf der Straße und ein unheilbarer Schrecken hatte sich der Thoner bemächtigt. In wilder Panik flüchteten sie in Häuser und Höfe, während der seltsame Polarbewohner gemächlich und ungestört seinen Weg fortsetzte. Indessen hatten die Zirkuswänter des thoner Zirkus, dem der abenteurerflüchtige Bär angehörte, das Verschwinden ihres Pfleglings bemerkt. Sogleich ging es an die Jagd, aber das Tier dachte scheinbar nicht daran, seine so schwer erkaufte Freiheit so schnell aufzugeben und sprang beim Gerannamen der Jäger in die Rhone. Nach einem einkindigen Nihilen Dad entschloß es sich endlich, das

andere Ufer aufzusuchen. Hier nahmen die Verfolger die Jagd von neuem auf. Ein Chauffeur fuhr dem Eisbären in den Weg, um ihn auf diese Weise zur Strede zu bringen, aber auch das nützte wenig; kaum hatte das schlaue Tier dieses ihm unheilvolle Vorhaben entdeckt, stürzte es sich dem fahrenden Wagen entgegen und beschädigte die Karosserie mit seinen gewaltigen Taten. Immer größer wurde indessen die Zahl der Verfolger; Polizisten und sogar eine Abteilung Militär wurden aufgeboden. Erst mit Waffengewalt konnte man den trotigen Ausreißer bewältigen, und tot schleppte man ihn in seine unfreiwillige Behausung zurück.

In der Deader-Garderobe.

Momentaufnahmen entseffelter Sachen auf dem dritten Rang.

Korpulente Dame: „Nummer fünfzehnberzh, Freilein! Dort hinten der griene Mandel mitn Grebbdeschinerfudder issel!“

Sehr dünne Dame (zu ihrer Freundin): „Saffes geheert, Mandel, wie sich die Dampfvalze da vorne dide dut mit ihren Mandelfudder? Als wenn andre Leite nich noch Grebbdeschine drinne hätten!“

Neizbarer junger Mann: „Verbibbich nochmal, wie lange solch denn eechentlich noch uff meine Sachen warten, heh? Zweimal sinje schon dran vorbeigerammelt, Freilein! Da hamme nu ä Glemmer uff dr Nase un 's nikt scheinbar doch nischt.“

Badfisch: „Wei Abachenschäl fählt noch! Wo isz dār hin? Hier zu Nummer achtunfuffsch geheert ä rosaner Abachenschäl mit silbrichen Binkfichen druff!“

Nehterer Choleriker: „Goddverdanach — nu mecht 'ch bloß wissen, warum Se mir dān bleedsinnden Bibbi himhalten! Das is doch im ganzen Bähm nich mei Hutt!“

Stimme aus dem Hintergrund: „Awer meiner isses, Sie Glabber! Hār drmit! Un was dān Ausdruck bleedsinnder Bibbi anbelangt, da sähen mr uns nacherds vorm Deader ausenander. Ich laurre Ihn uff, Sie gewöhnlicher Mānsch!“

Energische junge Frau: „Baul, du bist überhaupt gee Mann! Da schtehtste dadsächlich immer noch uff dāmsäl Fiede wie vor fünf Minuten. Ich habe inzwischen dreimal Gschenbachen rausgeglatst. Gibb de Marken här, du Duffel! Un nu sollste mal fāhn, wie fix ich drangomme!“

Robuste Mutter (zur zarten Tochter): „Awer jek ä häbbchen dalli, Eriga! Nichtig vordrängeln muhte dich! Nu herztz scheen de Dochen uffschbārrn, un nicht vor sich hindreim, mei Gind. Ar fin jek widder in dr Wärtlichgeet, du Drahnudel! De bist doch weechgnebbchen noch dodal verdannheiffert!“

Rene Voigt.

Der lebendige Totenschädel.

Eine grauenhafte Geschichte ist dem Totengräber von Nertiger im lothringischen Moseldepartement passiert.

Er hatte ein altes Grab auszuheben, fand noch einige Gebeine und legte die Totenschädel sauber geordnet auf die Kirchhofsmauer.

Aber, wie er einmal zufällig von der Arbeit aufbrachte, sah er zu seinem namenlosen Entsetzen, wie einer der Schädel plötzlich an der Mauer entlang lief. Erst traute er seinen Augen nicht, zumal der Schädel nach wenigen Sekunden innehielt, und der Mann also an eine Halluzination glauben konnte. Kurz darauf aber bewegte sich das beinerne Gehäuse abermals in phantastischen Zickzackkurven.

Von wahnwitziger Angst gepeitscht, lief der Totengräber ins Dorf und erzählte sein gespenstisches Erlebnis.

Daraufhin bewaffnete sich ein beherzter Einwohner mit einer Eisenklinge und bewog den schlotternden Gräber, trotz aller Furcht mit ihm zum Friedhof zurückzukehren.

Wie sie ankamen, mußte sich aber auch der tapfere Bauer davon überzeugen, daß der Schädel sich noch immer auf geheimnisvolle Art fortbewegte. Immerhin ließ er sich nicht verblüffen. Er gab dem wandernden Gebein mit der Eisenklinge einen derart heftigen Schlag, daß der Schädel in Stücke sprang.

Da endlich zeigte sich des graufigen Märkels Lösung. Unter den Resten der zerstückelten Knochen fand man nämlich eine Kröte, die in dem Totenschädel ihre Wohnung aufgeschlagen hatte.

Neues aus aller Welt.

Noch immer vergrabene Kriegsschätze.

Die Gerichte von im Kriege vergrabenen Schätzen wollen nicht verstummen. Immer wieder tauchen sie in allen Ländern auf, die in irgendeiner Weise vom Kriege berührt sind. Neuerdings geht wieder in Palästina das Gerücht, daß dort nach der Eroberung Jerusalems durch die englischen Truppen die türkische Armee sich so schnell zurückziehen mußte, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als ihre großen Goldschätze zu vergraben. Das Gerücht von diesen vergrabenen Goldschätzen ist wohl vor allen Dingen darauf zurückzuführen, daß in der ganzen Türkei bekannt war, daß die deutsche Regierung während des Krieges große Goldtransporte in die Türkei leitete. Die Engländer hatten es nämlich verstanden, die Araber Arabiens und Syriens durch große in Gold gezahlte Bestechungssummen für sich zu gewinnen. Für türkisches Papiergeld konnte man in Syrien und Palästina überhaupt nichts mehr erhalten, und wenn die Deutschen und Türken es nicht ganz mit den noch immer sich in zweifelhafter Stellung haltenden Arabern verderben wollten, so mußten auch sie ihren Bedarf in Gold bezahlen und auch sonst für Bestechungsgeld erheb-

liche Goldsummen nach Palästina transportieren. Viele solche Goldtransporte gingen allwöchentlich aus Deutschland in die Türkei und bis hinunter nach Palästina. Ein solcher Goldtransport soll nun gerade in der arabischen Stadt Dinen, die auf der Straße von Haifa und Jerusalem liegt, aufbewahrt worden sein, als der plötzliche Vorstoß der Engländer erfolgte und die englische Kavallerie zur größten Ueberraschung der deutschen Zahlmeister vor den Toren der Stadt erschienen. Man sah keine Rettung für das Geld, als es an irgendeiner Stelle zu vergraben, und heute sucht man nun in Dinen und seiner Umgebung noch immer eifrig nach den vergrabenen Goldmillionen.

Englands König der Bettler.

Es handelt sich nicht um einen echten Bettlerfürsten, es handelt sich um einen Mann, der die Bettellei in größtem Stille betrieb, dem man nachsagt, daß er durchschnittlich etwa eine Million Dollar erbettelt hat. Nicht weniger als dreißig Jahre lang hat er diese Tätigkeit systematisch ausgeübt, mit einem ganzen Stab von Hilfskräften. Und das alles sammelte er nicht für sich selber, sondern für das Armenkrankenhaus der englischen Hauptstadt, für das Londonhospital. Er hat dies Krankenhaus, das sich in schlechter finanzieller Lage befand, mit seiner systematischen Bettellei finanziell völlig saniert. Viele Millionen hat er mit seinem Sammelsthem dem Krankenhaus zugeführt, und schließlich hat ihn die englische Regierung zum Dank für seine Bettellei gar zum Lord ernannt. Lord Knutsford war der erste, der in England in methodischer Weise große Sammlungen für Wohltätigkeitszwecke einleitete, und man behauptet, daß alles, was heute in London an Wohltätigkeitsveranstaltungen existiert, auf diesen Bettlerfürsten zurückzuführen ist, der, obwohl er selbst über ein außerordentlich großes Vermögen verfügte, doch seine Lebensaufgabe darin sah, Gelder für das Londoner Volks- und Armenkrankenhaus zu sammeln.

Riesenbedarf an Tanzkapellen.

Die Provinz schreit nach Jazz.

Nicht nur in der Hauptstadt, auch in der Provinz hat die beginnende Saison ein Dorado für Musiker geschaffen. Die Menschheit will Musik hören. Die Jungen wollen tanzen. Und die Alten wollen nicht zu Hause bleiben und sich das Vergnügen von ihrer höheren Warte aus ansehen. Im Stillen fühlen sie sich diesem Treiben turmhoch überlegen, aber die packenden Klänge der Tanzkapellen fahren ihnen in die Glieder, und sie ertappen sich auf geheimen Wegen — nur in Gedanken, natürlich — zu einem Jugendgeliebten, zu einem Tanzstundenball von anno dazumal, zu Großmutter's altem Atlaskleid, das irgendwo in einem Schrank vermodert.

Nicht nur Berlin, bitte, auch die Provinz schreit nach Musik. Und so setzt eine Riesennachfrage ein, ein Anbieten und Zeitschen, ein Suchen und Forschen nach Schlagern und guten Dirigenten, nach Attraktionen, die man sich heiziten sichern muß, da die Konkurrenz auf dem Posten ist. Berliner Kapellen sind beliebt dort in der Provinz. Die Leiter großer Unternehmen zahlen Riesengagen. Es ist besonders in Dresden, Breslau, Hamburg, Stettin Mode geworden, bei großen Veranstaltungen Berliner Kapellen zu engagieren, womöglich gleich zwei für einen Abend. Mark Webers Kapelle kennt wohl jeder in der Provinz. Er hat irgendwann schon Klänge von ihm gehört, vielleicht auch nur im Radio, aber es summt weiter in ihm. Und dann die Weintraube, die mit zu den höchstbezahlten Kapellen gehören. Und dann die Kernbach und die Berce, die vielen Bands von heute und morgen und übermorgen, sie werden verlangt, sie müssen da sein, die Menschen wollen Musik hören. Selten begann eine Saison so verheißungsvoll für die Musiker wie diese.

Und für uns? Aber still davon, Großmutter senft schon wieder über die heutige Jugend...

Ein Schiedsspruch in der Fluggeschichte.

Zwischen dem Altmeister der Flugkunst, Orville Wright, und einem Mr. Langley war ein Streit darüber ausgebrochen, wer von ihnen das erste gebrauchsfähige Flugzeug schwerer als die Luft konstruiert hatte. Nun hat das „Smithsonian Institute“ in Washington, das zum Schiedsrichter angerufen wurde, seine Entscheidung dahin gefällt, daß die Brüder Wright tatsächlich die ersten Flieger waren, da das von Langley konstruierte Flugzeug nicht gebrauchsfähig war. Orville Wright hatte seinerzeit im Zorn darüber, daß ihm das Patent bestritten wurde, sein erstes Flugzeug dem Kensington-Museum in London überlassen. Nachdem der Schiedsspruch ihm jetzt bedingungslos recht gegeben hat, beabsichtigt er, sein erstes Flugzeug wieder nach Amerika zu bringen und es einem dortigen Museum zu schenken.

Zum Kopferbrechen.

Arithmetische Scherzaufgabe.

$$(a-b) + (c-s) + (d-r) = x$$

- a = Stadt in Italien,
- b = Verhältniswort,
- c = verwittertes Mineral,
- d = Farbe,
- x = Drama von Schiller.

Rösselsprung.

	dem	sel-	so	freun-	er	schlecht	
haft	ehr-	de	gib	mand	dei-	de	schein
freun-	nur	je-	ne	nooh	und	freun-	von
	stand-	lieh	recht	nem	liebt	und	
	le	wer	wenn	welt	de	him-	
so	glaub'	der	welt	mel	schlecht	ist	spricht
al-	von	nicht	miß-	freun-	daß	freun-	der
ihm	trau'	nem			gibt	de	wert
del-	spricht					ihm	de

Schachaufgabe.

Schwarz

	a		c	d	e	f	g	h	
8									8
7									7
6									6
5									5
4									4
3									3
2									2
1									1
	a	b	c	d	e	f	g	h	

Weiß

Weiß setzt mit dem 2. Zuge matt.

Magisches Zahlenquadrat.

In die leeren Felder sind die Ziffern 1, 1, 2, 2, 3, 3, 3, 3, 4, 4, 5, 5, 5, 5, 6, 6, 6, 6, 7, 7, 7, 7, 8, 9, 10 so einzutragen, daß die wagerechten, senkrechten und diagonalen Reihen stets die Quersumme „25“ ergeben.

Ergänzungsaufgabe.

—rna— —auc— —elt— —assa—
 —ranu— —oa— —enu— —obe—
 —mpor— —ieb— —else—

Aus diesen Bruchstücken sind durch Anfügen von Kopf und Fuß bekannte Hauptwörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, der Reihe nach abgelesen, ein Sprichwort ergeben.

Auflösung Nr. 45.

Kreuzworträtsel. Senkrecht: 1. Jann, 2. „Graf Zeppelin“, 3. Ei, 5. ae, 6. Skandinavien, 7. Ter, 9. Aul, 11. Rid, 12. Uppfala, 13. Wer, 14. Tee, 16. Gutper, 19. in, 21. Me, 23. Gnu, 27. Sam, 28. Rat, 29. Gut, 32. Ojt, 34. Ger, 38. Wst, 36. Nr, 40. Dec, 41. Leo; wagerecht: 1. Jgel, 4. Bast, 8. Jwri, 10. Efel, 12. Unna, 13. Wut, 15. Arie, 17. Jee, 18. ein, 20. bu, 21. Naur, 22. Enbe, 24. Cole, 25. Jmme, 26. Gpos, 28. Ramu, 30. Pia, 31. Ara, 33. Auge, 35. Mai, 37. Wase, 39. Tell, 41. List, 42. Nies, 43. Beet, 44. nou, 45. Ton.

Füllrätsel: Auktion Nauheim Graupel Wraune Gislaut Jlenenan.

Verwandlungsaufgabe: Feier — Nase — Jnder — Gbro — Delta — Regen — Jrene — Hof — Palm — Warel — Oklo — Nabel — Saum — Christ — Helm — Jnsel — Lampe — Setb — Eiger — Nase = Friedrich von Schiller (geb. b. 10. 11. 1759).

Bilderrätsel: Durch das Genie gibt die Natur der Kunst die Regel. (Immanuel Kant.)

Inhaltsreich: Freiherr von Huenefelds Ojastienflug.